

Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten = Association Suisse des Professeurs d'Université
Herausgeber: Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten
Band: 21 (1995)
Heft: 2-3

Artikel: Weibliche Moral? : Zur Grundfrage der feministischen Ethik
Autor: Pieper, Annemarie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-894261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WEIBLICHE MORAL? Zur Grundfrage der feministischen Ethik

Annemarie Pieper

Ordinaria für Philosophie
an der Universität Basel

Als ich seinerzeit das Buch "Die andere Stimme" der amerikanischen Psychologin Carol Gilligan las, war ich spontan davon überzeugt, dass sie recht hatte mit ihrer These von der anderen, einer spezifisch weiblichen Moral. Obwohl oder vielleicht gerade weil ich mich seit 25 Jahren mit philosophischer Ethik beschäftige, schien mir ihr Versuch, eine andere — vergessene, geflissentlich überhörte und unterdrückte — Stimme hörbar zu machen, intuitiv höchst plausibel, vor allem deshalb, weil er mir ein gewisses Unbehagen, das ich sowohl in alltäglichen moralischen Kontroversen als auch in ethischen Argumentationen oft empfand, zu erklären schien. Daß es in Angelegenheiten der Moral grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten geben kann, die einen Konsens in bezug auf das, was man soll oder nicht soll, erschweren, wenn nicht gar verhindern, führte ich auf das Freiheitsprinzip zurück, das es erlaubt, der Stimme des Gewissens individuell, und das heißt: unter Umständen abweichend von allgemein als verbindlich geltenden Normen und Wertvorstellungen Folge zu leisten.

Gilligans Buch machte mich auf eine andere Möglichkeit aufmerksam, die unterschiedlichen Auffassungen vom moralisch Verbindlichen zu erklären, indem sie — gestützt auf empirische Untersuchungen — zu dem Ergebnis kam, dass moralisches Verhalten etwas mit dem Geschlecht zu tun hat. Frauen urteilen generell eher aus der Perspektive der Fürsorge, so daß sie Prinzipien wie Solidarität, Mitleid und Verantwortung den Vorrang zuerkennen, während Männer aus der Perspektive eines autonomen Selbstverständnisses dem Prinzip der Gerechtigkeit den Vorzug geben.

Gilligans These war heftig umstritten, zuerst im anglo-amerikanischen Sprachraum, seit geraumer Zeit auch in Deutschland. Im Licht dieser Debatte, insbesondere in Konfrontation mit den Ausführungen der Münchener Psychologin und Soziologin Gertrud Nunner-Winkler, die aufgrund der Resultate ihrer Tests mit Probanden beiderlei Geschlechts die

These vertritt, die Rede von der geschlechtsspezifischen Moral sei ein Mythos, möchte ich einige Indizien zusammentragen, die geeignet sind, Gilligans Ausführungen zu stützen.

Dies vorausschickend, möchte ich zuerst eine eher triviale Bemerkung machen. Es steht wohl außer Frage, daß es aufgrund der sozio-kulturellen Entwicklung im Verlauf von mehr als zwei Jahrtausenden zwei gewachsene praktische Regelsysteme gibt, die man als männliche und weibliche Moral bezeichnen kann, wobei hier unter Moral ein Kanon von Verhaltensmustern gemeint ist, der sich im Zuge eines kollektiven zwischenmenschlichen Umgangs unter dem Druck der Verhältnisse herausgebildet hat. Aufgrund der traditionellen Rollenteilung und der damit verbundenen Pflichten — der Mann als Ernährer der Familie und als kompetent für die öffentlich-politischen Angelegenheiten; die Frau als zuständig für den Haushalt, die Kindererziehung und die Krankenpflege — haben sich verschiedene Bereiche von Praxis mitsamt den jeweiligen Kompetenzen etabliert, und von daher ist es nicht verwunderlich, daß Männer das Gerechtigkeitsprinzip, Frauen das Fürsorgeprinzip bevorzugen. Dieses Prinzip, über das sich ihre gesellschaftliche Rolle und damit ihre jeweilige Geschlechtsidentität - *gender* - definiert, bedingt eine je andere Moral, nicht in dem Sinn, daß dadurch der Begriff der Moral äquivok würde. Gilligan verweist selber auf die Vexierfiguren wie z.B. den Hase-Enten-Kopf, die *dasselbe* Phänomen auf zweifache Weise sichtbar machen, doch so, dass man beide Bilder nie zugleich, sondern nur nacheinander wahrnehmen kann. Wie der Geflügelzüchter vielleicht die Ente und der Jäger den Hasen sieht, so nimmt der Mann die praktische Realität aus der Perspektive der Gerechtigkeit, die Frau aus der Perspektive der Fürsorge wahr; und doch geht es beiden um das Gleiche.

Dieser Befund, daß Männer und Frauen aufgrund ihrer unterschiedlichen Sozialisation die Welt mit einer je anderen Gewichtung wahrnehmen, ist mittlerweile wohl eine Binsenwahrheit. Aber damit ist die Frage nicht beantwortet, ob Frauen auch von Natur aus, d.h. aufgrund ihres Geschlechts in der Bedeutung von sex eine andere Moral ausbilden als die Männer. Sind sie gleichsam durch ihre Gene schon auf das Prinzip der Fürsorge vorprogrammiert wie die Männer auf das Prinzip der Gerechtigkeit? Einige Anthropologen und Soziobiologen beantworten diese Frage mit Ja: Das Brutverhalten sei den Weibchen angeboren, und des-

halb habe für Frauen das ihrer Natur gleichsam eingepflanzte Fürsorgeprinzip den absoluten Vorrang.

Sowohl gegen die Sozialisationsthese wie auch gegen die Naturalismusthese, die beide, wenn auch auf ganz verschiedene Weise, der Theorie einer — genetisch bedingten — geschlechtsspezifischen Moral Vorschub leisten, können eine Reihe von Einwänden geltend gemacht werden. Mein erster Einwand würde allerdings auch Gilligan betreffen. Obwohl sich de facto in Sozialisationsprozessen zwei Moralen herausgebildet haben, ist damit noch nichts über die Wertigkeit der diesen Moralen zugrundeliegenden Prinzipien entschieden. Kritikerinnen haben Gilligan vorgeworfen, sie arbeite mit ihrem Plädoyer für eine weibliche Moral nur denen in die Hand, die durch Errichtung patriarchaler Strukturen in der Gesellschaft den Frauen den Zugang zu anderen, als höherrangig eingestuften Formen von Praxis verwehrt und sie zur Ausbildung einer als minderwertig erachteten Moral gezwungen hätten. Die spezifisch weibliche Moral verdanke sich daher letztlich keiner Leistung von Frauen, keiner weiblichen Selbstbestimmung, sondern sei das Resultat einer den Frauen von den Männern vorgeschriebenen Lebensform.

Mir scheint, daß dieser Vorwurf in der Tat berechtigt ist, auch wenn ich nicht wie manche Feministinnen der Ansicht bin, daß Frauen durch Abbau der männlichen Privilegien und durch Zugang zu allen bisher nur den Männern offenstehenden Formen von Praxis nun auch endlich Gelegenheit erhalten sollten, sich das bisher ausschließlich der männlichen Moral zugrundeliegende Gerechtigkeitsprinzip im Sinne einer Überwindung des Fürsorgeprinzips zu eigen zu machen und im Kohlbergschen Modell ein paar höhere Stufen zu erklimmen. Der amerikanische Entwicklungspsychologe Lawrence Kohlberg hat ja — ähnlich wie der Schweizer Jean Piaget — die Genese der moralischen Urteilskompetenz als einen Prozess beschrieben, der über sechs Stufen verläuft, und festgestellt, dass Frauen in der Regel nicht über die konventionelle Stufe 3 hinauskommen, während Männer es bis zur postkonventionellen Stufe 6 schaffen können, auf welcher die Endstufe der Gerechtigkeit im Sinne voller moralischer Urteilskompetenz erreicht ist. Das Verdienst von Gilligan sehe ich darin, daß sie die *Gleichwertigkeit* von zwei Moralprinzipien betont und herausgestellt hat, daß in einem humanen Miteinanderumgehen das eine Prinzip ebenso unverzichtbar ist wie das andere. Man kann Gerechtigkeit und Fürsorge nicht gegeneinander ausspie-

len, sondern muß als Mann *und* als Frau beide Perspektiven berücksichtigen, um in einem integrativen Sinn moralisch zu handeln.

Nach meiner Vorstellung gibt es zwar viele verschiedene spezielle Moralen — angefangen vom Berufsethos über die religiösen Moralkodizes bis hin zur Familienehre —, d.h. eine Moral ist *per definitionem* gruppenspezifisch, und gerade in pluralistischen Gesellschaften ist eine Vielzahl von Moralen nichts Abträgliches, sondern ein Kennzeichen von Freiheit. Aber sofern Moralen sich dem Prinzip Freiheit verdanken, muss ein Grundkonsens mindestens über die Unverletzlichkeit dieses Prinzips als *fundamentum inconcussum* bestehen, welches garantiert, dass jedem das gleiche unverbrüchliche Recht zusteht, seine Praxis nach Regeln zu gestalten, die dem selbst gestellten Anspruch auf Sinn gerecht werden. Ganz gleich welche Verhaltensnormen jemand für sich persönlich als verbindlich auszeichnet — die Forderung, dass diese Normen von anderen respektiert werden, auch wenn sie für deren Praxis keine oder nur eine untergeordnete Bedeutung haben, begründet im Gegenzug die Forderung, dass ich die Moral der anderen anerkennen muss, auch wenn es nicht die meine ist. Es ist mithin das Prinzip der Toleranz, das auf dem Boden gleicher Freiheit für alle die Gleichberechtigung pluraler Moralen in Erinnerung ruft und ein Verhalten postuliert, das die Verabsolutierung der eigenen Moral verbietet.

In bezug auf die beiden Prinzipien der Gerechtigkeit und der Fürsorge ergeben sich jedoch andere Schlussfolgerungen. Zwar haben sich im Verlauf der Geschichte auf diesen Prinzipien zwei gruppenspezifische Moralen etabliert, aber es kann hierbei in erster Linie nicht darum gehen, der auf dem Fürsorgeprinzip basierenden weiblichen Moral die Anerkennung zu verschaffen, die ihr gemäss dem Toleranzprinzip zusteht. Vielmehr muss als erstes aufgedeckt werden, dass die weibliche Moral *nicht* auf das Freiheitsprinzip zurückgeführt werden kann, sondern das Produkt von Herrschaftsstrukturen ist, aufgrund deren Frauen von den Männern ein bestimmtes Verhaltensmuster aufoktroziert wurde, dem sie zu entsprechen hatten. In einem zweiten Schritt muss dann gezeigt werden, dass es ein doppeltes Unrecht ist, das aus der Delegation des Fürsorgeprinzips an das weibliche Geschlecht resultiert: Zum einen werden die Frauen des Rechts auf freie Selbstverfügung beraubt, wenn ihnen die durch das Gerechtigkeitsprinzip geregelte öffentliche Dimension von Politik, Recht und Wirtschaft verschlossen bleibt; und zum

anderen berauben die Männer sich selbst einer wichtigen Dimension des Zwischenmenschlichen, wenn sie das Fürsorgeprinzip mitsamt seinen Implikaten der Solidarität und des Mitleids in den privaten Bereich abschieben und vorwiegend an die Frauen delegieren.

Carol Gilligan ist also aus ethischer Sicht darin recht zu geben, dass die zwei von ihr miteinander konfrontierten Moralprinzipien nicht nur gleichwertig sind, sondern auch beide Geschlechter in gleicher Weise verpflichtet. Damit habe ich — in kritischer Beurteilung der *gender*-These, der gemäss das weibliche Selbstverständnis und die darauf basierende weibliche Fürsorgemoral das Resultat eines auf männlichen Herrschaftsinteressen errichteten Machtapparats sind — bereits eine Vorentscheidung über die Naturalismusthese getroffen, auf welche sich die Männer in Theorie und Praxis wie auch in den Wissenschaften seit jeher stützen, um ihre Dominanz über das weibliche Geschlecht zu legitimieren. Die Behauptung, Frauen seien von Natur aus schwach und bedürften — da zum eigenen Gebrauch der Freiheit nicht fähig — der intellektuellen Anleitung durch den männlichen Verstand, dessen Überlegenheit sie durch physische Unterwerfung anzuerkennen hätten, ist interessenbedingt und höchst prekär.

Ich halte diese naturalistische resp. biologistische These für falsch, auch wenn sie von modernen Ethologen und Soziobiologen durch noch so aufschlussreiche Analogien mit tierischen Verhaltensweisen belegt wird. Selbst wenn die Herkunft des Menschen aus dem Tierreich evolutionstheoretisch gut fundiert ist, ändert sich mit der Selbstreflexivität ihrer selbst bewußter Lebewesen die Einstellung zur Welt und den anderen Lebewesen: Es ist nun nicht mehr die Natur, die immer schon für das aus der Evolution Hervorgegangene gewählt hat und ihm auf festgelegten, das Verhalten unausweichlich determinierenden Pfaden seinen Weg vorzeichnet. Der Mensch vermag von nun an selber zu wählen und seinen Weg zu bestimmen. Zwar kann er sich nicht von den Gesetzen der Evolution vollständig losketten, aber seine Würde besteht darin, daß er sich Freiheit zuschreibt und nach Maßgabe der Freiheit seine eigenen Gesetze schafft, mithin die Evolution in sozialer und kultureller Hinsicht selbst zu steuern vermag. Der Mensch ist das autonom gewordene Tier, das sich zu sich selbst und seinesgleichen als moralisches Wesen verhält. Die Autonomie ist jedoch nicht halbierbar in der Weise, dass nur die Männer sie ausüben vermögen, die Frauen aber nicht. Wer Frauen auf

ihre genetischen Anlagen reduzieren, die Männer aber davon ausnehmen möchte, wechselt in einer logisch unzulässigen Weise das wissenschaftliche Paradigma und die Diskursebene. Im übrigen sind Männer oft dann, wenn sie ihre Aggressivität und Gewalttätigkeit 'rechtfertigen' wollen, schnell mit der These bei der Hand, dass die männlichen Hormone es seien, die für ihr Aggressionspotential 'verantwortlich' sind.

Ohne dies weiter auszuführen, möchte ich auf die Konsequenzen eingehen, die sich aus der Liquidierung der Naturalismusthese ergeben. Wenn die Geschlechterrollen in den menschlichen Leib nicht schon naturaliter eingeschrieben sind, dann sind sie das Resultat einer menschlichen Setzung, genauer: einer männlichen Setzung. Der im Lager der Feministinnen vielfach erhobene Androzentrismusvorwurf beinhaltet nichts anderes, als dass das für allgemeinmenschlich ausgegebene, da vorgeblich übergeschlechtlich konzipierte traditionelle Menschenbild in seinem Kern eine verkappte männliche Selbstprojektion darstellt. Ich hatte lange Zeit Schwierigkeiten mit dieser These, war ich doch — mit den Klassikern der Philosophie grossgeworden — fest davon überzeugt, daß z.B. die logischen Prinzipien und argumentativen Denkformen eine geschlechtsunspezifische Allgemeingültigkeit besitzen. Diese Überzeugung ist mir mittlerweile abhanden gekommen, nachdem ich auf meiner Suche nach Androzentrismen in der Geschichte der Philosophie fündig geworden bin. Zuerst ist mir aufgefallen, dass in der herkömmlichen Logik und Metaphysik eine typisch männliche Vorstellung von Rationalität vorherrscht, die die soziale Rolle widerspiegelt, die Männer traditionell im gesellschaftlichen Kontext für sich beanspruchten. Es sind Herrschaftsformen, die auch im Bereich der Begriffe, Thesen und Theorien das grundlegende Ordnungsprinzip abgeben. Hierarchische Strukturen sollen die chaotische Mannigfaltigkeit der Dinge zu einem einheitlichen Ganzen formen. Das Ideal dieser Vorstellung von Rationalität ist die Pyramide, an deren Spitze — wie einst der König — ein letztes und höchstes Prinzip rangiert, das den unüberbietbaren Seins- und Denkgrund alles Seienden insgesamt abgibt.

Dieses ranghöchste Prinzip wird fast durchgängig als in sich gegensatzlose, einheitsstiftende Kraft gedacht — nach dem Muster einer unerschöpflichen Potenz, die in ewiger Selbstreproduktion ihre eigene Wahrheit erzeugt und alles, was von anderer Art ist, entweder gewaltsam zu integrieren oder — nicht weniger gewaltsam — aus ihrem Horizont aus-

zustoßen trachtet. Dieses Einheitsprinzip duldet kein Anderes seiner selbst, ausser dieses unterwirft sich den Bedingungen des Einen und negiert damit seine Andersheit. Die klassischen Philosophen haben in das höchste Prinzip — sei es ein Gott, sei es eine Idee aller Ideen — das hineinprojiziert, was ein Mann an sich selbst am meisten schätzt: seine Zeugungskraft. Kein Wunder, dass Frauen sich schwer tun, wenn ihnen zugemutet wird, die epistemologische und metaphysische Fundierung wahren Wissens nach dem Paradigma einer unaufhörlichen, nie versiegenden Ejakulation vorzustellen. Der durch die männliche Erkenntnis-kraft gezeugte Gott wird mit den Allmachtsmerkmalen einer ins Unendliche gesteigerten Potenz ausgestattet, die ihrerseits wiederum die männliche Erkenntniskraft befruchtet. In diesem in sich geschlossenen Kreis inszeniert das männliche Bewußtsein seine Selbstinitiation, die es dann unberechtigterweise als Grundakt allgemein*menschlicher* Erkenntnisgenerierung behauptet. (Dies lässt sich exemplarisch an Texten von Sokrates, Platon, Plotin, Augustinus, Schelling u.a. im einzelnen nachweisen.)

Damit will ich nicht unterstellen, daß Frauen auf Einheitsprinzipien verzichten können. Ich meine jedoch, daß sie neben das hierarchische *vertikale* Modell einer repressiven Bestimmung von Oben nach Unten das *horizontale* Modell einer Wechselbeziehung oder Vernetzung von gleichrangigen, einander ebenbürtigen Verhältnisgliedern gestellt wissen wollen, um das einlinige Rationalitätsmodell des auf einem in sich gegensatzlosen Einheitsprinzip aufbauenden androzentristischen Diskurses durch ein Modell zu ergänzen, welches es erlaubt, das Differenzprinzip als unabdingbare Voraussetzung für beziehungsorientiertes Denken und Handeln heranzuziehen.

Mir ging es in meinen knappen Andeutungen darum zu zeigen, dass männliche und weibliche Moral nicht, wie biologistische Theorien unterstellen, Resultat einer naturalen Ausstattung sind, sondern Ausprägungen bestimmter Interpretationen und Machtinteressen, die dazu geführt haben, dass Frauen gemäß der ihnen in der Tradition zugewiesenen Rolle als Frau und Mutter ihre Verstandeskräfte im Umfeld von Haushalt, Kindererziehung und Krankenpflege ausbildeten, während die Männer als Ernährer und tragende Staatsorgane ihre Geistesgaben im beruflichen, wirtschaftlichen und politischen Umfeld entfalteten. Dass sie dabei ihr eigenes Selbst- und Identitätsverständnis, das nicht we-

niger durch die soziale Rolle bedingt war als das der Frauen, verabsolutierten und als allgemeinmenschliche Denk- und Lebensform behaupteten, gilt es heute zu durchschauen, um von der immer noch weit verbreiteten Ansicht loszukommen, Männer und Frauen brächten von Natur aus nicht nur anatomisch verschiedene Geschlechtsorgane mit, sondern auch ebenso verschiedene, ihnen angeborene Rationalitätsmuster. Was wir unter Verstand und Logik verstehen, ist nicht Ausfluß einer prädeterminierenden Natur, sondern Interpretation und damit Ausdruck dessen, wie wir die Welt und uns selbst sehen *wollen*. Verdankt sich das herkömmliche Menschenbild und das darin festgeschriebene Rollenverständnis von Männlich und Weiblich einer einseitig patriarchalen und androzentristischen Perspektive, so wollen Frauen heute ihr Sein als Mensch selbst bestimmen und gestalten, ohne nun eine spezifisch weibliche Perspektive — z.B. eine vaginale oder intra-uterine — als allgemein*menschliche* auszuzeichnen. Damit würde nur der alte Fehler — unter anderem Vorzeichen — wiederholt. Vielmehr gilt es, das geistige Vermögen von seiner angeblichen Verwurzeltheit im Geschlecht abzutrennen und es als das zu begreifen, was es ist: Quelle von Ausdrucksformen, die auf unterschiedliche Weise unseren selbstbestimmten Umgang mit uns und der Welt im Lichte dessen, was wir wollen, anzeigen.

Von dem Gesagten her möchte ich abschliessend auf Gertrud Nunner-Winklers These zurückkommen, dass es in bezug auf das Moralverständnis keine Geschlechtsunterschiede gebe; Gilligans Annahme von zwei Moralén sei empirisch nicht belegbar und daher ein Mythos. Wenn damit gemeint ist, dass Jungen nicht weniger in der Lage sind, eine Situation aus der Fürsorgeperspektive zu beurteilen als Mädchen, und dass Mädchen genau so gut das Gerechtigkeitsprinzip anzuwenden wissen wie Jungen, so erstaunt mich dies nicht. Allerdings frage ich mich grundsätzlich, wie es kommt, dass zwei Psychologinnen zu völlig entgegengesetzten Resultaten gelangen können. Hängt dies nicht letztlich damit zusammen, dass Empirie etwas ist, das nicht gleichsam nackt als neutrales Faktum vor unseren Augen liegt und nur korrekt rezipiert werden muss? Dies wäre für mich der eigentliche, aufgrund einer fehlenden wissenschaftstheoretischen Reflexion entstandene Mythos, die Annahme nämlich, man könnte vorurteilslos an die Dinge, hier an die Dinge der Moral herangehen. Auch psychologische Tests arbeiten mit

Konzepten, auf dem Feld der Ethik mit einem Vorverständnis von Moral, auf dessen Basis die Testfragen entwickelt werden. Etwas platt gesagt, scheinen mir solche Frageraster gelegentlich nach dem Motto zu funktionieren: Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es heraus. Anders ausgedrückt: Der Psychologe konstruiert seine Tests gemäß seinem Moralverständnis, und die Probanden reagieren entsprechend dem Regelverständnis, das sie als Kinder gelernt und verinnerlicht haben. Die Auswertung der Tests geschieht wiederum im Licht des Moralverständnisses des Psychologen, der überprüft, wie der Junge A und das Mädchen B sich in Situationen verhalten haben, die eine Einstellung der Fürsorglichkeit oder Gerechtigkeit provozieren sollen. Dieses zirkuläre Vorgehen kann man natürlich nicht vermeiden, aber man sollte sich doch stets der jeweiligen Vorgaben bewusst sein und nicht dem Ideal einer 'reinen', absolut 'objektiven' Wissenschaft anhängen. Die gibt es nämlich nicht.

Und was wäre schliesslich, wenn es zutrifft, daß unser Denken nach wie vor eindimensional nach dem Muster der phallischen Logik funktioniert, die nur das als wissenschaftliche Interpretation von Welt zuläßt, was sich hierarchischen Strukturen fügt und der Herrschaft eines rigiden Einheitsprinzips unterwirft? Mein Verdacht geht dahin, daß die Wissenschaften, die sich ja allesamt aus der Philosophie entwickelt haben, in ihrer Wurzel noch metaphysisch sind und dementsprechend das Rationalitätsideal favorisieren, das ich als Herrschaftsinstrument eines sich zur allgemeinmenschlichen Denkform universalisierenden männlichen Selbstverständnisses herausgestellt habe. In dem Fall würden wir auch heute noch die Dinge unausweichlich androzentristisch — mit dem männlichen Blick — sehen, und die Testergebnisse von Frau Nunner-Winkler wären insofern nicht verwunderlich, als sie den männlichen Mythos von der *einen* Moral bestätigten, denn alle traditionelle Moral ist in der Wurzel männlich. Die weibliche Moral war nur eine Erfindung von Männern, die Autonomie für sich reklamierten und den Frauen jene Tätigkeiten auftrugen, die eines Mannes als nicht würdig erachtet wurden. Meine These lautet daher: Auch wenn Mädchen heute ein das Gerechtigkeitsprinzip mit einschließendes praktisches Urteilsvermögen besitzen, ist damit noch längst nicht der Androzentrismus der Moral überwunden. Eine weibliche Moral, die das Selbstverständnis von Frau-

en angemessen – ohne das Diktat der Männer – widerspiegelt, eine solche weibliche Moral müssen wir erst noch ausbilden.

Literatur

- Carol Gilligan: Die andere Stimme. Lebenkonflikte und Moral der Frau, 4. Auflage, München 1990 (amerik.: In a Different Voice, 1982)
- Gertrud Nunner-Winkler (Hrsg.): Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik, Frankfurt/M. 1991
- Annemarie Pieper: Aufstand des stillgelegten Geschlechts. Einführung in die feministische Ethik, Freiburg/Basel/Wien 1993

Zur naturalistischen/biologistischen Fundierung von Moral

- Christian Vogel: Evolutionsbiologische Grundlagen für die 'doppelte Moral' bei Mann und Frau, in: Mann und Frau — Frau und Mann. Hintergründe, Ursachen und Problematik der Geschlechterrollen, hrsg. v. W. Böhm und M. Lindauer, Stuttgart 1992, 151-162
- Wolfgang Wickler: Die Natur der Geschlechterrollen. Ursachen und Folgen der Sexualität, in: Wesen und Sinn der Geschlechtlichkeit, hrsg. von N.A. Luyten, Freiburg/München 1985, 251-259

Zur entwicklungspsychologischen Auffassung von Moral

- Jean Piaget: Das moralische Urteil beim Kinde, 4. Auflage, Frankfurt/-M. 1981
- Lawrence Kohlberg: The Philosophy of Moral Development, San Francisco 1981